

Lettlands Kirche und die Freiheit

Letland ist unabhängig. Es waren nicht zuletzt Menschen der Kirche gewesen, die in den vergangenen Jahren dafür gekämpft hatten. Sie waren maßgeblich am Zustandekommen der Volksfront beteiligt gewesen, der Sammlung der nationalen Kräfte. In ungezählten Gottesdiensten war für die Freiheit gebetet worden. Auch heute noch hängt in vielen Kirchen die Fahne der freien Republik. Nicht wenige Pfarrer standen auf den Schwarzen Listen der Sowjetmacht, die für den Tag der Vergeltung geführt worden waren.

Inzwischen hat der Weg in die Normalität begonnen. Nach dem Jubel ist Ruhe eingeleitet. Die Freiheit ist schön, und sie wird auch genossen. Aber sie ist noch ungewohnt und muß ihre Form finden. Das ist mühsam; mühsamer wohl, als man es in den Tagen des Aufbruchs gedacht hatte. Bei den maßgeblichen Leuten meint man eine gewisse Abgespanntheit und Müdigkeit zu spüren. Die Zeit des Wartens und der beflügelnden Träume ist vorüber. Viel Arbeit ist zu tun. Neues fordert sein Recht, und manch altes kleines oder größeres Problem tritt wieder zutage, das durch die Solidarität verdeckt worden war, die die Unterdrückung hatte entstehen lassen.

Politisch sind die vielerlei Gegensätze wieder lebendig, die dieses kleine Land zeichnen. Es braucht noch viel, bis sie überbrückt sind. Für Ende 1992 wird die entscheidende Neuwahl des Parlaments und das Inkrafttreten der neuen Verfassung erwartet, die eine durchgreifende Neuordnung des Staates ermöglicht. Aber auch dann wird noch viel Zeit, Kompromiß- und Vergebungsbereitschaft und Klugheit gebraucht werden. Noch sind überall die Schritte ins Neue hinein verhalten.

Für viele Letten ist die lutherische Kirche von altersher die Seele des Volkes, auch wenn die Konfessionsstatistik heute ein vielfältigeres Bild zeigt. Der erste Blick ist erfreulich: Die Kirche ist gewachsen und wächst weiter. Viele Gemeinden sind wieder aufgelebt, andere gehen vom „Lebensminimum“ zu entfaltetere Formen über. Die Kirche tut das Ihre zum Neuaufbau, aber sie hat auch viel zu tun, um sich selbst auf die neue Situation und die kommenden Aufgaben einzustellen. Es wird viel geplant. Auf Vorarbeit kann kaum zurückgegriffen werden, und die Last liegt auf wenigen Schultern. Es gehört zum Erbe der Sowjetzeit, daß die

Kirche zu wenig Mitarbeiter hat, die nicht nur die Aufgaben des Tages erfüllen, sondern auch vorausschauen und umfassend planen können.

Probleme

Im April 1992 wird die Synode zusammentreten, und sie wird grundsätzliche und weitreichende Beschlüsse zu fassen haben. Sie wird die Kirchenverfassung neu gestalten müssen, und sie wird die Kirchenleitung neu zu wählen haben.

Von ihr wird allerorts in der Kirche gesprochen. Sie hat eine weit größere Bedeutung im allgemeinen Bewußtsein, als es unsere Synodalsitzungen gemeinhin haben. Alle drei Jahre tritt sie zusammen. Die letzte Sitzung von 1989 ist noch in lebendiger Erinnerung und wirkt kräftig fort. Damals hat die Synode demonstrativ den Erzbischof und praktisch die ganze Kirchenleitung aus dem Amt entfernt, weil sie dem Konsistorium ein allzu willfähriges Eingehen auf die Wünsche des damaligen Regimes und vorauslaufenden Gehorsam vorwarf: insbesondere, wenn es um die Maßregelung unbequemer Pfarrer ging. Die Wunden von damals sind noch frisch.

Jetzt tritt die Synode zum erstenmal nach der Befreiung des Landes zusammen. Sie wird Weichen zu stellen haben. Und ihr Verhandlungskatalog gibt die wichtigsten Probleme der Kirche nach Anbruch der Freiheit wieder. Es fällt auf, daß es sich dabei vor allem um innerkirchliche Fragen handelt.

Eines der vordringlichsten Themen ist es, wie die Mitarbeit der Nichttheologen in der Kirche zu erschließen sei.

Das fängt bei der Synode selbst an. Bislang ist sie eine nahezu reine Pastorenversammlung. Alle 110 Pfarrer aus den 260 Gemeinden des Landes gehören ihr an; zu ihnen treten lediglich ein nichttheologisches Mitglied aus jedem Propsteibezirk. Dies pastorale Übergewicht wurde seit jeher für selbstverständlich genommen; es hat Tradition. Dazu kommt, wie in der Synode, so in den Gemeinden, daß sich auch unter den kirchlich engagierten Laien nur wenige finden, die bereit sind, an Leitungsaufgaben mitzuarbeiten: die ehrfürchtige Scheu vor der seit alters den Geistlichen vorbehaltenen Aufgabe ist groß. Fast alle Menschen klagen zudem über Zeitmangel: Die allgemeinen Arbeitsstrukturen aus den Tagen des alten Regimes sind zwar nicht eben effektiv, aber sie verbrauchen verschwenderisch die Zeit der Leute. Und es fehlen Gewohnheiten und Vorbilder: Noch ist nicht im Bewußtsein, daß die Kirche außer Pastoren auch andere Mitarbeiter braucht.

Manche Laien haben auch fragwürdige Erfahrungen gemacht. Viele Pfarrer wissen noch nicht, wie man Nichttheologen gleichberechtigt mitarbeiten läßt, und behandeln sie falsch. Von deren Seite wiederum ist auch das Bedenken zu hören, es gäbe nur wenige Köpfe im Lande, die dazu instande seien. Dazu kommen Erinnerungen an die vergangene Zeit: Die kleine Zahl der Pastoren kannte sich und konnte sich einschätzen. Das Selbstbewußtsein eines geistlichen Ordens ist noch wach: Wußte man, auf wen sonst noch Verlaß ist? Bestand nicht auch die Gefahr, daß sich mit den Laien auch Spitzel, auch Kirchenfeinde in die Leitung der Gemeinden und der Kirche einschleichen könnten? Ist nicht auch heute noch zu befürchten, daß die Kräfte mächtig werden, die ganz andere Interessen als die der Kirche im Sinne haben?

Die Laien beginnen sich – vereinzelt noch und verhalten – zu rühren. Aber noch vor allen leisen Protesten sprechen die Fakten für sie: Es wird immer offenkundiger, wie notwendig sie sind. Auf immer mehr Gebieten ist Fachverstand gefordert. In der Kirchenleitung und in den Gemeinden muß delegiert, Verantwortung geteilt werden, wenn Fehlleistungen vermieden werden sollen. Die neue Zeit drängt endgültig auf eine Änderung der Zustände, und die Synode wird dem nachgeben und ihre verfassungsmäßige Zusammensetzung ändern, und sie wird wohl auch auf anderen Gebieten des kirchlichen Lebens Raum für mehr Laienmitarbeit schaffen – sicher ohne besondere Begeisterung und innere Zustimmung bei einem beträchtlichen Teil ihrer Mitglieder.

*

Die Synode in ihrer derzeitigen Zusammensetzung als Pastorengruppe besteht fast ausschließlich aus Männern. Es gibt einige wenige Pastorinnen. Sie werden gebraucht, und sie arbeiten unangefochten und von ihren Gemeinden geschätzt. Aber um die Frauenordination wird – in einer Situation krassen Pfarrermangels – noch immer heftig gekämpft. Mitunter hat es den Anschein, als sei sie das theologische Hauptproblem schlechthin. Bei den Gegnern finden sich neben manchem alten Pfarrer eine erhebliche Anzahl junger, und auch die Studentenschaft ist in dieser Hinsicht gespalten.

Argumentiert wird mit Schriftziten. Das weitet sich im Streitgespräch dann zur Diskussion um das Bibelverständnis überhaupt aus. Bei näherem Zusehen wird freilich deutlich, daß hier wie auch in der Frage nach der nichttheologischen Mitarbeit in der Synode und in der Kirchenleitung erhebliche Ängste im Spiel sind: Die Angst vor dem Neuen vor allem, in der gegenwärtigen, in vieler Hinsicht unsicheren Situation aus den traditionel-

len Formen herauszutreten, die in den Zeiten der Bedrängnis Schutz geboten haben.

*

Alle drei Jahre, bei jeder ordentlichen Sitzung der Synode, ist die Kirchenleitung neu zu wählen. Es spricht vieles dafür, daß es auch diesmal Änderungen und Abwahlen geben wird; nach dem Hinauswurf des alten Konsistoriums 1989 mußte die Neubesetzung schnell und unorganisch erfolgen. In einer kleinen Kirche, in der jeder jeden kennt, sind solche Kampfentscheidungen besonders aufregend und gefühlsbesetzt. Sie können sogar separatistische, kirchentrennende Auswirkungen haben, wenn unzufriedene Pfarrer mit ihrer ganzen Gemeinde die Kirche verlassen. So ist auch dieser Verhandlungspunkt für manche Überraschung gut.

Aber die Synode wird nicht nur über eine neue Zusammensetzung, sondern auch über eine deutlichere Ortsbestimmung, Aufgabenzuteilung und Ausstattung des Konsistoriums im Rahmen der Verfassung befinden müssen. Wie sieht die Kirchenleitung aus? An ihrer Spitze steht der Erzbischof, der seine hohe Würde aus der Geschichte überkommen hat. Er wird unterstützt vom Konsistorium, das aus acht Mitgliedern besteht. Bis auf den Fachmann für Baufragen sind sie alle im Hauptamt vielbeschäftigte Gemeindepfarrer. Alle Entschlüsse werden gemeinsam vorbereitet und gefaßt; eine Spezialisierung der Aufgaben gibt es so gut wie nicht.

Der Arbeitsapparat ist äußerst bescheiden. Die gesamte Kirchenleitung ist noch immer gemeinsam mit der Redaktion der Kirchenzeitung in einer Wohnung in einem Innenstadthaus untergebracht, das nur allzu deutlich nach Renovierung ruft. Auf äußerst engem Raum arbeiten hier Erzbischof, Konsistorium, ein Dienststellenleiter und drei fremdsprachenkundige Sekretärinnen: Ein Provisorium, für das sich inzwischen, zumindest räumlich, glücklicherweise eine bessere Lösung anbietet.

Der derzeitige Erzbischof genießt hohes Ansehen. Es wird allgemein damit gerechnet, daß die Synode ihn wieder wählen wird. Seine Amtszeit freilich ist wie die des Konsistoriums auf die dreijährige Legislaturperiode der Synode begrenzt; so bestimmt es die derzeitige Kirchenverfassung. Bei dieser Regelung, die 1989 festgeschrieben wurde, haben sicher die Erfahrungen mitgespielt, die man damals mit der Kirchenleitung gemacht hat: Sie sollte kurzgehalten werden.

Zu den Aufgaben des Erzbischofs gehört es, Pfarrer zu ordinieren, sie in Gemeinden einzuführen und abzurufen. Und er visitiert sporadisch die Gemeinden, so gut das bei ihrer Vielzahl und seiner Arbeitsbelastung eben möglich ist. Praktisch aber ist seine kirchenrechtliche Stellung eigen-

tümlich eingeschränkt. Wirksame Aufsichts- und Weisungsbefugnisse hat er kaum. Er solle so etwas sein wie der Monarch in einer konstitutionellen Monarchie, der Königin von England vergleichbar: So formulierte es ein Pfarrer; mit Repräsentationsaufgaben und natürlicher Autorität, aber ohne eigene Vollmacht, die Dinge der Kirche wirklich zu regeln.

Dahinter steht die verbreitete Vorstellung, daß Kirche im theologischen Sinne allein die Ortsgemeinde sei und die lettische lutherische Kirche als ganze lediglich das Konglomerat der Gemeinden, die sich jeweils um ihren Pfarrer scharen. Über das Verhältnis von Bischofsamt und Ortsgemeinde hat sich die bisherige Verfassung nicht geäußert, und dieser kirchenrechtsfreie Raum war immer wieder ein Ort für Spannungen. Praktisch liegt dabei viel Macht bei den Gemeinden.

Drei Jahre sind eine kurze Zeit; sie reichen kaum zur rechten Einarbeitung und erschweren es, Konzepte zu entwickeln, die über das aktuell Notwendige hinausgehen. So bekommt die Arbeit des Konsistoriums auch etwas Kurzatmiges und Zufälliges und läßt es, im ganzen Gefüge kirchlichen Geschehens, eher schwach erscheinen.

Dazu kommt, daß das Konsistorium nur über bescheidene Mittel verfügt: Im wesentlichen diejenigen, die ihm aus dem Ausland zufließen. Die Gemeinden sind zwar gehalten, gewisse Geldbeträge an die Kirchenleitung abzuführen. Aber zum einen tun sie das oft nur mit erheblicher Zurückhaltung, und außerdem spielt das Geld hierzulande, in der weichen Landeswährung, eine andere Rolle als bei uns. Naturalleistungen und gute Beziehungen sind effektiver. Das hat man, wenn überhaupt, am besten vor Ort. So wirkt das Konsistorium auch in wirtschaftlicher Hinsicht nicht besonders attraktiv. – Das alles erleichtert einen konzentrierten Kirchenaufbau nicht.

*

Synodalen Handlungsbedarf sehen nicht wenige Pfarrer auch bei den Rechtsverhältnissen innerhalb der Gemeinde. Die „revolutionäre“ Synode von 1989 wollte, in ihrer Abwehrhaltung gegen das Konsistorium, die Gemeinde stärken, damit sie es gegebenenfalls daran hindern konnte, ungeliebte Pfarrer abzusetzen. So wurden die – fast vergessenen – Rechte und Aufgaben des Kirchengemeinderates in Erinnerung gebracht und in der Verfassung großzügig umschrieben. Praktisch sind es alle Verwaltungsaufgaben, und auch die Finanz- und Vermögensverwaltung und die Festsetzung der Besoldung des Pfarrers. Der Kirchengemeinderat, der sich mit dem Vorsteher, dem Kassier und dem Sekretär aus drei Mitgliedern zusammensetzt, leitet die Gemeinde. Der Pfarrer ist in der Liste dieses Gremiums nicht erwähnt.

Zumindest für das Amt des Vorstehers gibt es eine alte Tradition. Schon in den Gemeinden vor dem Ersten Weltkrieg fielen ihm angesichts der großen Entfernungen und der schwierigen Wegeverhältnisse gelegentlich auch geistliche Aufgaben zu. Dieses Laienamt hatte dann freilich lange kein hohes Gewicht. Nicht selten erfüllte der Vorsteher Aufgaben im Rahmen des Gottesdienstes, die im Westen eher vom Kirchendiener wahrgenommen werden. („Der Kirchenvorsteher ist der Mann, der immer den Ofen heizen muß und der dem Pastor die Tür öffnet, wenn er zum Gottesdienst die Kirche betritt.“) Der Pfarrer hingegen war und blieb die eine herausragende Gestalt: hochgeachtet, meist ehrfürchtig behandelt, praktisch alles allein entscheidend, häufig allein tätig und mit dem durch die Wirklichkeit bekräftigten Selbstbewußtsein, allein die Gemeinde zu leiten. Auch der Synode mag das seinerzeit so selbstverständlich gewesen sein, daß sie das Miteinander von Pastor und Kirchengemeinderat nicht klar beschrieb.

Inzwischen hat sich die Situation verschoben. Die Kirchengemeinderäte wollen die ihnen zugeschriebenen Aufgaben auch wahrnehmen. Viele jüngere Pfarrer sehen sich ihrerseits nicht mehr so isoliert wie ihre älteren Amtsbrüder. Meist finden sich da gute Arbeitsverhältnisse. Doch es kommt auch zu Spannungen, gibt es doch jetzt, in den neuen Verhältnissen, auch neue Fragen zu entscheiden. Pfarrer fürchten, daß jene Stärkung der Kirchengemeinderäte, die gegebenenfalls Pastoren vor der Kirchenleitung schützen sollte, sich nun dahin verkehrt, daß sie sie bei ihrer Arbeit in der eigenen Gemeinde beeinträchtigt. Und sie argwöhnen, daß die Gemeindevorstände, die nicht selten auch eine Rolle in der Kommunalpolitik spielen, dort zu den alteingesessenen Honoratioren zählen und damit im engen Nebeneinander widersprüchlicher und dem alten Denken verhafteter Kräfte stehen, nicht nur das für die Kirchengemeinde Wünschenswerte im Auge haben. Und bei den Kommunen entscheidet sich in dieser Zeit manches, das für die Gemeinden auf längere Sicht wichtig ist: Nicht zuletzt, wenn es um Vermögenswerte und Liegenschaften der Kirche aus alten Zeiten geht.

Die Pastoren haben dabei eine für lettische Verhältnisse typische Benachteiligung: Meist wohnen sie, fern von ihrer Gemeinde, in der Großstadt Riga. Die alten Pfarrhäuser auf dem Lande sind häufig nicht mehr vorhanden. Andere Wohnungen am Dienstort sind nicht zu beschaffen, und in der Stadt haben sie ihre alte Unterkunft. Nicht selten arbeiten sie zudem in zwei oder mehr, oft räumlich weit auseinanderliegenden Gemeinden. Die stundenlangen Anfahrten mit Bus oder Bahn sind ein Problem für sich, und es ist für sie nicht leicht, in ihre Gemeinde einzu-

wachsen. Häufig sind diese innergemeindlichen Spannungen nicht, aber sie sind Signale für die gegenwärtige Umbruchszeit und rufen nach Lösungen.

*

Hier und an vielen anderen Stellen wird ein Defizit deutlich: Das Fehlen einer Mittelinstanz zwischen Kirchenleitung und Gemeinde, die vermitteln und helfen, und die die immer dringender werdenden übergemeindlichen Aufgaben wahrnehmen und die Kirche im regionalen Bereich als Ganzes deutlicher machen könnte. Es gibt Pröpste, unseren Dekanen und Superintendenten vergleichbar. Aber praktisch ist das noch immer nur ein Ehrentitel, und nur zögernd fängt der eine oder andere Propst an, helfend und sammelnd tätig zu werden. Das ist verständlich, denn jahrzehntelang wurde dieser Einsatz nicht erwartet; ihm sind offiziell keine Aufgaben zugewiesen, und die in sich geschlossenen Gemeinden sehen ihn oft mit Mißtrauen.

Wenn die Synode darüber nachdenkt, wird sie sicher auch eine alte lettische Gegebenheit in Betracht ziehen: Aus der Geschichte her gibt es neben – oder besser: unter – dem des Erzbischofs noch vier weitere, lange unbesetzte Bischofsstühle in größeren Städten des Landes, Suffragane des Erzbischofs. Es gibt Befürworter, die sie gern besetzt sähen; vielen erscheint es auch unnötig, weitere Bischöfe zu haben. Doch vielleicht kann diese alte Vorgabe den Ansatz für etwas neues bieten: Keine neuen Bistümer, aber pastores parochiarum ohne Verwaltungsaufgaben; Seelsorger, die sich auch um die dringend notwendige Pfarrerfortbildung kümmern und die zentral das Gespräch mit den vielfältig erwachenden geistigen Kräften im Lande aufnehmen könnten.

*

Ein Problem wird die Synode wohl späteren Sitzungen überlassen: die innerlettische Ökumene. Hier können die Schatten der Vergangenheit noch nicht weichen. Ein tragfähiges Arbeitsverhältnis besteht zu der deutschen lutherischen Kirche in der früheren Sowjetunion, deren Bischof in Riga residiert. Recht gute Beziehungen gibt es zu den Baptisten. Auf die Katholiken hin ist der eine oder andere kleine Schritt gelungen. Das eigentlich harte und schmerzliche Problem ist aber das schwierige Miteinander mit der orthodoxen Kirche. Hier steht vor aller geistlichen Annäherung das Trennende der nationalen Verschiedenheit. Die leidvolle gemeinsame Geschichte ist noch nicht „aufgearbeitet“ – wie sollte sie das auch sein in der gegenwärtigen Situation. Die – gewiß nicht bewiesenen – Vermutungen

verstummen nicht, daß eine erdrückend große Zahl der orthodoxen Geistlichen für den sowjetischen Geheimdienst gearbeitet und so zum Kampf gegen die Letten und ihre Kirche beigetragen haben. Hier ist Klarheit nötig, hier muß abgründiges Mißtrauen beseitigt werden: Eine lettische Spielart des Stasi-Problems, dessen Lösung sich freilich noch nicht abzeichnet. Im Überschaubaren, auf der Ebene der einzelnen Christen und einzelner Gemeinden, findet sich manches erste ökumenische Gemeinsame, die Kirchen als Ganze aber tun sich schwer miteinander.

*

Ein Grund zur Zuversicht ist es für die lettische Kirche in all diesen Schwierigkeiten, daß die Heranbildung von theologischem Nachwuchs auf gutem Wege ist. Es war mutig, daß sie das Theologische Seminar, in dem sie berufsbegleitend Pfarrer so gut als möglich ausgebildet hat, zu einer Theologischen Fakultät ausgebaut hat. An ihr studieren in Jahrgängen von 30–35 Studentinnen und Studenten künftige Theologen normalerweise vier Jahre nach einem Konzept, das sich dem im Westen üblichen durchaus annähert. Hier wird fleißig und gründlich gearbeitet. Ein eigener Lehrkörper baut sich auf. Kontakte mit Kirchen und Fakultäten im Ausland sorgen für Weltoffenheit und Gastdozenten vermitteln Einblicke in die weltweite theologische Arbeit. Die Fakultät ist inzwischen der staatlichen Universität Lettlands angeschlossen und nimmt die Tradition ihrer Vorgängerin auf, die 1940 von der sowjetischen Verwaltung aufgelöst wurde. Bedauerlich ist es, daß nicht alle Studierenden ganz für die akademische Arbeit freigestellt sein können. Der Pfarrermangel ist drückend, und in den letzten Monaten sind eine Reihe neuer Vakanzen entstanden. So sind viele Studenten schon vom dritten Semester an mit der Verwaltung von einer oder zwei unbesetzten Pfarrstellen beauftragt und müssen einen erheblichen Teil ihrer Kraft und Zeit dort einsetzen. Es ist aber zu hoffen, daß die Studienbedingungen von Jahr zu Jahr normaler werden.

Neue Aufgaben – neues Leben

Die Synode wird sich nicht nur mit Verfassungsfragen befassen. Sie wird auch Aufgaben und Arbeitsmöglichkeiten zur Kenntnis nehmen, vor welche die neue Zeit die Kirche in der lettischen Öffentlichkeit stellt. Diakonie über die Gemeinden hinaus, Gesellschaftsdiakonie und das Gespräch mit den unterschiedlichen Kräften des Landes waren ihr bisher verwehrt. Und die uns gewohnte Aufgabenstellung, Kirche auch für die

Welt zu sein, ist für sie selbst noch neu und ungewohnt. Die nötigen Mitarbeiter müssen gefunden, befähigt und ermutigt, Arbeitsvoraussetzungen müssen geschaffen werden. Dabei kann auf einige gute Ansätze zurückgegriffen werden.

Die vierzehntägig erscheinende Kirchenzeitung war schon in den letzten Jahren ein angesehenes Presseorgan. Sie bringt geistliche Besinnungen, Bibelauslegungen und Theologie für Nichttheologen, informiert über das Geschehen in Gemeinden, Kirchenleitung, Nachbarkirchen und freien christlichen Initiativen, nimmt aktiv zu Fragen im Lande Stellung und bietet Raum für Meinungsaustausch. Schon immer wurde sie auch von Menschen gelesen, die nicht der Kirche angehören; man fand sie auch an den Kiosken und kaufte sie gern, denn sie war mutig und brachte oft Nachrichten, die andere Zeitungen nicht zu veröffentlichen wagten. Dies alles geschieht auch heute noch unter redaktionellen Arbeitsbedingungen, die in ihrer Bescheidenheit kaum vorstellbar sind. Gedruckt wird sie freilich in einer kircheneigenen modernen Druckerei, die durch Hilfe der schwedischen und der nordelbischen Kirche eingerichtet werden konnte. Dort wird auch bald die Produktion eines eigenen Verlages aufgenommen werden.

In einem der öffentlichen Rigaer Krankenhäuser ist ein Diakoniezentrum eingerichtet worden. Eine theologisch vorgebildete Krankenschwester hat ein Jahr lang an deutschen diakonischen Einrichtungen Erfahrungen sammeln können und baut nun ein Zentrum auf, das Krankenseelsorge, Krankenpflege und die Ausbildung von christlich ausgerichteten Pflegekräften miteinander verbindet, die dann, meist im Gemeinderahmen, unterschiedliche situationsgerechte Einrichtungen schaffen und weitere Menschen zu diakonischer Arbeit heranziehen wollen. Hier werden Multiplikatoren gewonnen.

Ein kühnes Projekt ist auch die „Erste christliche Schule der Evangelisch-Lutherischen Kirche Lettlands in Riga“. Sie hat in einem recht großen, alten, mit Spendenmitteln restaurierten und großzügig eingerichteten Schulgebäude ihren Unterrichtsbetrieb aufgenommen und umfaßt zunächst die ersten fünf Jahrgänge der Grundschule. Das Schulwesen ist ein besonderes Problem im neuen Staat. Die Erziehung an den öffentlichen Schulen hatte besonders unter den Auswirkungen des alten Systems zu leiden. Sie war sachlich unzureichend und pädagogisch mehr als fragwürdig. Hier ist ein Modell entstanden, das den ganzen Menschen im Blick hat und ihm mit Liebe begegnet, ihm eine solide Ausbildungsgrundlage vermittelt und Kinder, Eltern und Lehrer in einer Erziehungsgemeinschaft zusammenschließt. Die Schule lebt aus christlichem Geist, sie ist aber nicht nur für

Kinder aus kirchennahen Familien geöffnet. Hier werden auch Unterrichtsweisen und -modelle entwickelt, die für andere Schulen beispielhaft sein können. In Ansätzen geschieht Lehrerfortbildung; das ist neu und wird von der Schulbehörde mit großem Interesse begleitet. Die Einrichtung eines weiterführenden christlichen Gymnasiums ist geplant.

In vielen Gemeinden gibt es Sonntagsschulen. Meist finden sie wöchentlich statt und versammeln erstaunlich viele Kinder. Sie sind Kindergottesdienst, Jugendarbeit, Kinderheimat zugleich. Mitunter sind viele Behinderte in den Gruppen: Es gibt viele von ihnen in diesem Land. Ihr Schicksal ist besonders schwer. Zu den körperlichen Schwierigkeiten und der mangelhaften Versorgung kommen fehlende Spezialschulen. In den Normalschulen begegnet ihnen oft der Spott und die Mißachtung durch die gesunden Kinder. In den Sonntagsschulgruppen sind sie liebevoll aufgenommen. Dort wächst auch ein Geist heran, der Besseres kennt als das Recht des Starken, das unter Jugendlichen, und nicht nur unter ihnen, noch immer eine große Rolle spielt.

Neben alten Gemeindegliedern arbeiten häufig junge Leute als Helferinnen und Helfer mit, die ihrerseits erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit zur christlichen Gemeinde gestoßen sind. Für sie selbst ist diese Arbeit eine erste gründliche Begegnung und Auseinandersetzung mit der Bibel. Sie bringen gestalterische Phantasie und Unbefangenheit mit. Oft sorgen sie für Weite: Die Eltern werden einbezogen, eine eigene Zeitung wird gestaltet, Verbindungen zu anderen Gemeinden werden geknüpft. Für die Mitarbeiter an den Sonntagsschulen wird auf gesamtkirchlicher Ebene im Winter ein Fortbildungskurs angeboten, der an einer Reihe von Wochenenden stattfindet und sehr gut besucht ist. So bietet die Sonntagsschule Ansätze gleich zu mehreren Dingen, die die lettische Kirche heute braucht: Christliche Unterweisung und Erziehungshilfe für Kinder, eine Basis zur Identitätsfindung für Jugendliche, mitunter ein alternatives Gesicht für die Gemeinde, die sonst meist in sehr herkömmlichen Formen lebt, Verbindung der Gemeinden untereinander und mit der Gesamtkirche, Schulung von Laienmitarbeitern und Anerkennung des Engagements von Frauen.

All diese neuen, über bisherige Grenzen hinausweisenden Ansätze kirchlicher Arbeit sind durch Mut, Einsatz und Durchhaltevermögen einzelner entstanden und mußten sich in der Kirche gegenüber mancherlei Widerstand durchsetzen. Inzwischen ist ihnen dieses einigermaßen gelungen; nicht zuletzt, weil sie von lettischen Menschen getragen werden und lettisches Maß haben und nicht einfach aus dem Westen importiert wurden.

Der Westen – Hilfe, Verlockung, Bedrohung

Einem lettischen Lutheraner mag Verschiedenes in den Sinn kommen, wenn er an seine westlichen Partner denkt.

Einmal gewiß Dankbarkeit. Nach Lettland ist viel westliches – und nicht zuletzt deutsches – Geld geflossen. Man sieht häufig kleine Spuren davon, auf der Straße, in den Wohnungen, in den Pfarrämtern: Westliche Plastiktüten, Jeans, Kleinmaschinen. Große Summen halfen bei Kirchen- und Orgelrestaurierungen. Westmittel hielten mitunter den kirchlichen Alltag aufrecht, ermöglichten soziale Hilfe. Das war gut so, und auch in Zukunft wird für den Aufbau noch Geld gebraucht werden, nicht zuletzt wegen der gegenwärtigen inflationären Unsicherheit, die es kaum möglich macht, eigenes Geld anzusparen. Die Weitsichtigen in der Kirche wissen freilich, daß diese faktische Abhängigkeit kein Normalzustand sein darf. Sie sagen das auch und erwecken Nachdenken. Es tut niemandem gut, auf die Dauer auf Spenden angewiesen zu sein: Das Selbstgefühl wird beschädigt. Man bereitet sich wenigstens in der grundsätzlichen Einstellung darauf vor, auf eigene Füße zu kommen.

Dankbar ist man auch für wichtige Leitbilder, die Lettland nicht zuletzt aus Deutschland bekam. In der vorsowjetischen Vergangenheit waren vielfach Deutsche Träger der bürgerlichen Kultur; sie wirken bis heute stilbildend. Und Deutschland gilt für viele nicht nur als das Land der vollen Kaufhäuser, sondern auch als Ort der Gesundheit von Persönlichkeit, Familie und Gesellschaft. Natürlich ist es immer wieder notwendig, dieses Bild an der Realität zu korrigieren. Das ändert aber nichts daran, daß Letten hier Orientierungsmarken bei der Suche nach ihrer neuen gesellschaftlichen Identität sehen, die sie brauchen.

Der nächste lettische Gedanke: Vom Westen kann und muß man lernen. Es ist auf allen Gebieten, die vom Baltikum her einzusehen sind, nur allzu offenkundig, daß man im Westen nicht nur reicher, sondern auch weiter, fortgeschrittener ist, daß dort, abgesehen vom Wohlstandsgefälle, einfach die Uhren schneller gelaufen sind und man selbst hinter der Zeit zurückgeblieben ist. Das weckt erhebliche Lernbereitschaft, besonders bei den Jungen; überall, und auch in der Kirche. Es führt aber auch oft zu einem Gemenge von Neid, Schuldgefühlen, Gedemütigtsein, überzogener Hochschätzung und gleichzeitiger Dämonisierung dessen, was da vom Westen her herandrängt: Einer Mischung, die nicht gesund ist.

Unser baltischer Freund, soweit er kirchlich engagiert ist, wird auch an die Sektenflut denken, die das Land überrollt: An die Werbestände auf den Straßen, an Großveranstaltungen in Sportstadien, Plakataktionen, vom staat-

lichen Fernsehen gemietete lange Sendezeiten. Er kennt zwar die alte Weisheit, daß Sekten die Antwort auf die Versäumnisse der Kirchen sind. Aber es ärgert dann doch zu wissen, daß Manager, Redner und große Geldmittel für alle diese Kampagnen aus dem Westen kommen. Denn der Westen schickt mit seinem Geld auch Meinungen. Und in diesen unüberschaubar vielfältigen andrängenden Meinungen die Spreu vom Weizen zu trennen – das ist schwer.

Und das ängstigt. Wenn eine Kultur, ein Volk, eine Kirche ein halbes Jahrhundert lang in seiner Existenz bedroht wurde und ständig genötigt war, alles Eigenste, Konstitutive, Lebensnotwendige in Schutz zu bringen, wirkt eine urmenschliche Erfahrung stärker fort als anderswo: Daß es in der Höhle unkomfortabel und dunkel sein mag und daß dort nichts Neues wächst, aber daß man da sicher ist. Draußen mag dann die Weite und vielleicht auch die Freiheit locken; dort lauert aber auch die Gefahr. Und die Gefahr: das ist heute eben auch der Westen.

Die lettische Kirche lebt traditionsbezogen von den Werten, die in der Höhlenzeit getragen haben. Mit den materiellen Angeboten und Hilfen des Westens ist daher leichter umzugehen als mit den geistigen und theologischen. So sehr auch hier das Bewußtsein wächst, daß man sie braucht, so vorsichtig nimmt man sie auf.

Ein Feindbild hat sich herausgebildet, eine Schablone, die oft auf alles Mögliche und weit über den üblichen Sprachgebrauch hinaus angebracht wird; ein Schutzschild, der jedoch mitunter die eigene Sicht verdeckt: Der Liberalismus, der die konservative Lebensbasis zu zerstören droht. Diesem Verdacht unterliegen nach der gesamten westlichen Universitätstheologie auch zwischenkirchliche Ratschläge, Stimmen aus dem Lutherischen Weltbund, und vor allem die Arbeit des Weltkirchenrates. Natürlich ist die Stellung zu den theologischen Stimmen aus dem Westen nicht einhellig.

Sehr vorsichtig nur mag man allen theologischen Gesprächsansätzen mit „der Welt“ begegnen. Die diakonischen und sozialpädagogischen Anfänge hatten es gerade unter diesem Gesichtspunkt schwer. Und es mag auch in diesem Zusammenhang stehen, daß die weitaus meisten der Pastoren, die im Kampf um die Freiheit engagiert politisch aufgetreten waren, sich jetzt zurückgezogen haben und sich nicht aktiv an der politischen Neuordnung des Landes beteiligen.

Der Westen und sein „Liberalismus“: In der theologischen Diskussion sind irrealer Ängste zu verspüren, geistige Probleme könnten, wie im bisherigen politischen Umfeld, mit Machtausübung gelöst werden – sei es, daß „der Westen“ gegen theologische Unbotmäßigkeit finanzielle Sanktionen setzt, sei es, daß zu freizügiges Denken innerkirchlich bestraft wird.

Den grundsätzlichen Vorbehalt gegen westliches kirchliches und theologisches Denken teilen mehr oder weniger alle – und fast alle haben dabei noch immer die gleiche negative Voraussetzung: Sie kennen den Westen und sein Denken nur ungenau, höchst partiell, gefiltert. Kaum einer der maßgeblichen Theologen konnte lange und intensiv genug im Westen leben und arbeiten, um detailliertere Einsichten zu gewinnen. Die Sprachschwierigkeiten tun das Ihre. Und die „kirchentouristischen“ Kurzreisen in beiden Richtungen haben nicht selten auch den negativen Effekt, wie immer geartete Vorbehalte zu verstärken.

So ist, bei aller großen Freundlichkeit, mit der es geschieht, das Gespräch mit dem kirchlich-theologischen und allgemein-geistigen Westen schwierig. Schnelle und breite Aufnahme finden nur Gedanken und Schrifttum, die unübersehbar das Siegel des Bewahrenden tragen. Sie erfreuen und bestätigen, bringen aber meist nichts Neues, Anregendes und für die Lösung der anstehenden Probleme Hilfreiches.

Dem nachdenklichen Beobachter erweist sich das Höhlenbild und das Höhlenschicksal als Schlüssel für viele Züge der lettischen kirchlichen Gegenwart. Sie ist ja eben doch Schicksal und nicht Schuld. Wer längere Zeit in dieser Situation lebt, bekommt Verständnis für vieles und stellt manche Frage auch an „westliche“ Positionen, die er vorher nicht gestellt hat. Es war ja doch der Ernstfall einer bedrängten Kirche, und es gab manche Bekenner- und auch Märtyrersituation. Das verbietet schnellzüngige Besserwisserei, die nur mißverstehet. Manche theologische Position aus dem Westen erscheint in diesem Lichte gar zu leichtgewichtig. Doch die Gegebenheiten der Höhle sind eben immer wieder da: Bei der Reserve gegenüber der Kirchenleitung, beim Selbstgefühl der Pfarrerschaft, bei den ökumenischen Schwierigkeiten, der Abgrenzung zwischen Kirche und Nicht-Kirche, bei den Problemen mit dem Westen.

*

Was ist für uns westliche Partner geboten?

Ich meine: Ein nüchterner, gründlicher und liebevoller Blick für die Wirklichkeit. An der Oberfläche sind die Ost-West-Verbindungen mit und nach Lettland erfreulich. Sie werden noch an Wert für beide Seiten gewinnen, wenn das Wissen um die tieferen Zusammenhänge hüben und drüben wächst, und wenn auch über die jeweiligen Hilflosigkeiten und Holzwege geredet werden kann, ohne die Angst, zu demütigen oder gedemütigt zu werden.

Hilfen werden gebraucht, und Hilfen sind möglich. Materielle zunächst; aber sie dürfen nicht anonym bleiben. Partnerschaften und Briefe helfen

viel, weil sie Kontakte zwischen konkreten Menschen auf längere Zeit stiften und Vertrauen schaffen. Materielle Gaben und Geldmittel bekommen so ein Menschengesicht. Ohne dies sind sie, auch bei hohem Wert, erstaunlich belanglos und nicht kenntlich als das, was sie sein wollten.

Größere Schwierigkeiten als die Hilfe mit Geld und Gut macht das substantielle Gespräch, der kirchliche und theologische Austausch, das gemeinsame Bedenken der Lage. Es ist nötig für beide Seiten, und es findet noch zu wenig statt. Bei allen konkreten Themen, die dabei zur Sprache kommen, muß es ein Angebot gegen die Angst sein, die tief sitzt und ihre Gründe hat. Und es ist klar, daß es nicht ein Gespräch der Starken mit den Schwachen sein kann – oder gar der Nicht-Ängstlichen mit den Ängstlichen, der Quietsch-Gesunden mit den Kranken. Der Westen wird die Anfragen der Letten nach unserer christlichen Substanz zu hören und offen zu bedenken haben; es könnte sein, daß sie da zur Gegengabe werden für vieles, das ihnen von uns zugeflossen ist.

Die lettische Kirche braucht unsere Anteilnahme, damit sie nicht auch in der Freiheit in der Höhle bleiben muß. „Frei sein ist schwer. Zur Zeit ist es schwerer als Sklave zu sein“, sagte dort jemand, der es wissen muß. Doch das soll nicht das letzte Wort aus Lettland bleiben.

Wir werden das Evangelium nicht gut ohne die Sprachen erhalten. Die Sprachen sind die Scheide, darin dieses Messer des Geistes steckt. Sie sind der Schrein, darin man dieses Kleinod trägt. Sie sind das Gefäß, darin man diesen Trank faßt. Sie sind die Kammer, darin diese Speise liegt.

Martin Luther